

Jakob Stutz' (1801-1877) Autobiographie "Sieben mal sieben Jahre aus meinem Leben" als Quelle "populärer Lesestoffe" im 19. Jahrhundert

Autor(en): **Brunold-Bigler, Ursula**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **75 (1979)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-117309>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Jakob Stutz' (1801–1877) Autobiographie
«Sieben mal sieben Jahre aus meinem Leben»¹
als Quelle «populärer Lesestoffe» im 19. Jahrhundert

Von *Ursula Brunold-Bigler*

Einleitung

«Populäre» Lesestoffe werden von breiten Bevölkerungskreisen gelesen, sowohl von den «Kleinen Leuten» als auch von den Wohlhabenden; von Leuten, die kaum lesen können und Angehörigen der geistigen Oberschicht, die nicht berufsmässige Leser sind. Die «populäre» Literatur ist der geistig anspruchsvollen quantitativ stark überlegen: sie ist massenhaft verbreitete Literatur, das heisst hohe Auflagezahlen, mehrere Auflagen und Druck in verschiedenen Verlagsanstalten. Ökonomisch schwach entwickelte Bevölkerungskreise sind im 19. Jahrhundert weitgehend identisch mit Schichten geringer Lesebildung²: «Populäre Lesestoffe müssen billig sein, wenn sie überhaupt konsumiert werden sollen. Diese ökonomische Grundvoraussetzung bedingt die materielle (Papier, Typen, Heftung) und geistige (viel- und schnellschreibende Autoren, schlecht ausgebildete Drucker) Qualität solcher Druckwerke: sie sind seit dem 18. Jahrhundert Fabrikware, Konsumware, kein hochgeistiges Gut».³ Angehörigen der geistigen Oberschicht steht dank ihrer Schulbildung qualitativ hochwertige Literatur und somit das Fühlen und Wissen ihrer Zeit offen, «populäre» Lesestoffe bilden nur einen kleinen Teil ihres Buchbesitzes. Die Bibliothek der Ungebildeten besteht hingegen nur aus dem oben definierten Schrifttum.

Jakob Stutz beschreibt die Lektüre seiner Eltern, Geschwister, Nachbarn und Bekannten, auch erwähnt er die Bücher zweier religiöser Gemeinschaften, der Separatisten und der Brüderunität. Stutzs Eltern waren zwar begütert, doch arm an Schulbildung. Viele seiner Bekannten waren ungebildet und arm. Die vorliegende Autobiographie widerlegt denn auch mit ihren direkten, objektiven und ungekünstelten Aussagen die Behauptung Rudolf Schendas, dass «die Autoren von Autobiographien – ganz gleich ob Handwerker oder Schriftsteller – dem Zirkel der Bildungsoberschicht angehören

¹ Erschien 1853 im Verlag J. U. Zwingli, Pfäffikon.

² Vgl. R. Schenda, Tausend deutsche populäre Drucke aus dem 19. Jahrhundert: Archiv f. Geschichte des Buchwesens 11 (1971), 1466–67.

³ Schenda (wie Anm. 2) 1467.

und dass sie nur selten Aufschlüsse über die Lesegewohnheiten derjenigen zulassen, die nicht in der Lage waren, ihre Lektüren und Lesewünsche zu beschreiben».⁴

Jakob Stutz wurde 1801 als neuntes Kind seiner Eltern in Isikon ob Hittnau (Zürcher Oberland) geboren. Sein Vater war wohlhabender Landwirt und Baumwollgarnhändler (sog. Fergger). Im Jahre 1813 starben beide Eltern. Der ältere Bruder Hansjakob versuchte den Hof über Wasser zu halten, Jakob wurde als Hirt und Knecht eingespannt. Nach dem plötzlichen Tod des Bruders wurde die Familie auseinandergerissen. Jakob arbeitete von nun an bis 1819 als Müllersknecht bei seiner Patin in Balchenstall. In diese Zeit fielen seine ersten Dichtungen, Lieder vorwiegend religiösen Inhalts. Pfarrer Schweizer in Hittnau erteilte dem dichtenden Müllersburschen für einige Monate Unterricht in der deutschen Sprache. Jakob konnte dem allzu abstrakten Unterricht nicht folgen und siedelte im Frühjahr 1819 zu seinen Schwestern nach Blitterswil um, wo er für wenig Lohn als Weber sein Brot verdiente. Im Herbst 1821 nahm er eine Stelle als Hausknecht in Zürich an. Wieder nach Blitterswil zurückgekehrt lebte Stutz vom Weben und Strümpfestricken. Bei seiner Schwester Barbara lernte er den Dichterpfarrer Salomon Tobler in Sternenberg kennen. Dank seines Deutschunterrichts erhielt Stutz ein günstiges Zeugnis für die Bewerbung um eine Lehrerstelle. 1827 wurde er als Unterlehrer an der Blinden- und Taubstummenanstalt in Zürich angestellt, wo er bis 1836 blieb. In dieser Zeit erschienen die drei Bändchen «Gemälde aus dem Volksleben». In den Jahren 1836–1841 amtierte er als Hauslehrer in einer privaten Taubstummenanstalt in Schwellbrunn (AR). In Trogen wurde er wegen Homosexualität für ein paar Wochen in Haft gehalten. Am Ende der Haftzeit beschloss er, sein Leben als einsamer Büsser in der «Jakobszelle» auf der Matt-Sternenberg zu verbringen. Mit diesem Lebensabschnitt endet Jakob Stutzs Autobiographie⁵.

⁴ R. Schenda, *Die Lesestoffe der Kleinen Leute*, München 1976, 34. Hinweise auf «populäre» Lesestoffe enthält auch die Autobiographie Jakob Senns (1824–1879) «Ein Kind des Volkes», Bern 1888. Senn erwähnt die Geschichten von Christoph v. Schmid, Senn 39; den «Reutlinger Artikel» betitelt «Die Beatushöhle», Senn 39. Verfasser ist der Arzt Wilhelm Bauberger (1809–1883). Vgl. dazu Schenda (wie Anm. 2) 1493 (105). Weiter erwähnt Senn «Die Übung der Gottseligkeit» von Lewis Bayle (1565–1631), Senn 53; und das «Evangelium Nikodemi», Senn 70. Es handelt sich um ein apokryphes Evangelium aus dem 5. Jahrhundert. Vgl. *Lexikon f. Theologie u. Kirche*², Freiburg 1957ff. (LThK). Den Hinweis auf Jakob Senn verdanke ich Herrn Dr. R. Thalmann.

⁵ Für die Festlegung der genauen Daten und Ortschaften wurde benützt: J. Zollinger, *Auf den Spuren von Jakob Stutz*, Wetzikon 1977.

Quellenzitate mit Erläuterungen

1. Schulbücher und Vorlesestoff im Religionsunterricht

«Von meinem ersten Namenbüchlein weiss ich nur, dass mir der buntfarbige Umschlag und die Thiersammlung auf dem ersten Blatt weit besser gefielen als das ABC... Ich glaube, das Lernen müsse mich nicht gar schwer angekommen sein, weil ich in kurzer Zeit das 'Namenbüchlein' und den 'Lehrmeister' durchgemacht hatte und mir der Schulmeister eines Morgens sagte: 'Nun darfst du mittags die 'Zeugnuss' mitbringen... Der Vater gab mir nun die schönen Zeugnisse mit dem silbernen Schösslein, welche der Götti mir 'gehelfet' hatte zum Lesen.»⁶

Das «Namenbüchlein» war das erste ABC- und Lesebuch in der Volksschule des Kantons Zürich. Es enthielt zunächst die Namen der Buchstaben, die vermittelt wurden, indem auf der ersten Seite auf vierundzwanzig Feldern je ein Tier («die Thiersammlung») dargestellt war, dessen Name mit dem danebenstehenden Anfangsbuchstaben in alphabetischer Reihenfolge geschrieben wurde: Adler, Bär, Camel... Dann kamen die Buchstaben noch einmal, klein und gross, hierauf die Vokale in Verbindung mit einem Konsonanten, es folgten einsilbige, dann mehrsilbige Wörter, die nach dem Buchstabierverfahren eingeübt wurden. Daneben enthielt das Namenbüchlein das Unservater, das Glaubensbekenntnis, die zehn Gebote und Tisch-, Morgen- und Abendgebet. Auf der letzten Seite befand sich das Einmaleins. Der «Lehrmeister» bestand aus hundertzehn katechetischen Fragen. Die «Zeugnisse» waren Bibelstellen, die die Wahrheit der gestellten Fragen bezeugen mussten⁷. Beliebt war auch das Abfragen der Schüler aus dem «Testament»⁸. Die ersten Lehrmittel der Kinder waren also zugleich die ersten Andachtsbücher. Auf Silvester brachte der «Silversterklaus» die «Namenbüchlein», wenn das hiezu nötige Geld vorhanden war⁹. Im Jahre 1811 wurde im Kanton Zürich ein sprachlich verbesserter Katechismus eingeführt, als weitere Neuerung erhielten die Schüler statt einem drei «Namenbüchlein». Stutz kommentiert dazu:

«Doch was kam bei dieser Schulverbesserung heraus? – Wir lernten die Buchstaben schöner schreiben und die Wörter besser aussprechen, aber keines wusste was es las und keines was es schrieb, und doch wurde viel Mühe auf beides verwendet... Von Erzählen oder Erklären war bei uns keine Rede»¹⁰.

⁶ Stutz 37–38.

⁷ August Steiger gab 1927 Stutzs Autobiographie mit Anmerkungen versehen heraus, zit. als «Steiger». Steiger 412.

⁸ Stutz 198.

⁹ Stutz 172.

¹⁰ Stutz 197–198.

Der Mangel an Erklärungen führte zur Unfähigkeit, das Gelesene begreifen und überdenken zu können. Jakobs Mutter und Bas Anneli lasen «in einem Athemzug halbe Seiten» herunter und machten «nirgends bei einem Zeichen Halt»¹¹. Stutz erwähnt ein weiteres Buch, welches durch die Schulreform eingeführt wurde:

«Ich erinnere mich, dass uns der Schulmeister ein paar Mal aus dem Schweizerischen Kinderfreund vorlas, was mir ungemein wol gefiel. Ich glaube, dass durchweg alle Schüler an diesem Freude gehabt haben. Die Erzählungen: 'Der unordentliche Erdmann' und der 'junge Kaminfeger' sind mir fest im Gedächtnis geblieben»¹².

Beim «Schweizerischen Kinderfreund» handelt es sich um ein von Johann Heinrich Rusterholz (1760–1806) verfasstes, von seinem Freunde Johann Jakob Schulthess 1808 herausgegebenes «Lesebuch für Volksschulen». Rusterholz' Verdienste lagen insbesondere in der tätigen Förderung der Landschullehrerbildung¹³.

Als Schul- und Andachtsbüchlein im Hause diente das sogenannte «Waserbüchli»¹⁴, auch «Bischofszellerbüchli»¹⁵ genannt, welches bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts sehr verbreitet war. Der Verfasser, Felix Waser (1722–1799), Diakon in Bischofszell, gab 1783 bei David Gessner (Zürich) eine Sammlung von Erzählungen belehrend-erbaulichen Inhalts in Druck unter dem Titel: «Etwas Angenehmes und Nützliches, auch für den gemeinsten Mann und insbesondere für die Gemeinen und Repetir-Schulen auf dem Land»¹⁶.

Im Konfirmandenunterricht sollten die Jugendlichen auf «logische Weise vom Geschöpf zum Schöpfer» geführt werden, deshalb las der Pfarrer aus einer «Naturgeschichte» vor, doch «die Sprache dieses Buches war für uns zu hoch und zu verwickelt und wenn der Pfarrer erklären wollte, so war seine Sprache wieder die des Buches»¹⁷. Zur Ergänzung des Unterrichts benützte der Pfarrer «Ewalds Beispiele des Guten»¹⁸.

«Merkwürdig! da war kaum eines, das diese nicht verstanden und mit grösster Aufmerksamkeit zugehört hätte. Ein Beweis, dass jenes Buch gewiss ein Volks-

¹¹ Stutz 197.

¹² Stutz 198.

¹³ Vgl. Historisch-biographisches Lexikon der Schweiz (HBLS) V, 774.

¹⁴ Stutz 416.

¹⁵ Steiger (wie Anm. 7) 239.

¹⁶ Erläuterungen zum Inhalt bei H. Bausinger, Zum Beispiel: «Volksüberlieferung»: Festschrift für K. Ranke zur Vollendung des 60. Lebensjahres, Göttingen 1968, 9–18.

¹⁷ Stutz 526.

¹⁸ Stutz 527.

buch sein muss. Ja wohl, jene schönen und lehrreichen Erzählungen weckten hundert gute Gedanken und Entschlüsse, während Lieder und Sprüche bei den Meisten spurlos verschwanden»¹⁹.

Die «Beispiele des Guten» erschienen anonym im Jahre 1808 in erster Auflage²⁰. Johann Ludwig Ewald (1747–1822), Kirchenrat in Heidelberg, schrieb nur die Einleitung. Herausgeber der Exempelsammlung ist Tobias Heinrich Lotter (1772–1834). Lotter gab über fünfzig Schriften erbaulichen Inhalts heraus: «Seine schriftstellerische Tätigkeit bestand nicht sowohl in eigener Abfassung von Schriften als im Sammeln und Zusammentragen des Guten und des besonders für die Jugend Taugendlichen in andern Büchern»²¹. Nebst den massenhaft verbreiteten «Beispielen»²² erschienen ebenfalls anonym und fanden grossen Absatz: «Schule der Weisheit und Tugend», «Der christliche Kinderfreund», «Unterhaltung für Geist und Herz junger Christen», «Der christliche Krankenfreund», «Vorsehung und Menschenschicksale», «Warnungs-Beispiele»²³.

2. Religiöse Literatur

Der Bücherbesitz der Familie Stutz bestand zum grössten Teil aus Devotionalliteratur – für breite Bevölkerungsschichten ein durchaus üblicher Tatsachenbestand, der zumindest bis Mitte des 19. Jahrhunderts andauerte²⁴. Jakob las mit der Mutter in der «Himmelsleiter» oder der «Kreuzschule» oder betrachtete die Bilder in der grossen «Froschauer Bibel»²⁵. Die «Geistliche Himmelsleiter» stammt aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, eine Zürcher Ausgabe von 1759 lautet mit vollem Titel: «Geistliche Himmelsleiter des gläubigen Christenvolcks, bestehend in auserlesenen Kern-Sprüchen der heiligen Schrift, geistlichen Gebäthen und aufsteigenden Hertzens-Seufzern, auch Himmel-erbaulichen Lebens-Lehren, aus Johann Arnds und anderer Schriften mit Fleiss zusammengetragen». Zürich 1759 (Bürgklische Truckerei).

¹⁹ Stutz 527.

²⁰ Datum aus der Einleitung erschlossen.

²¹ Zitat aus der siebten Auflage: Beispiele des Guten. Eine Galerie edler Handlungen und Charakterzüge aus der Geschichte aller Zeiten und Völker. Eingeführt von Dr. J. L. Ewald. Erster bis dritter Theil. Siebente neu verbesserte und vermehrte Auflage, besorgt von M. J. C. F. Burk, Stuttgart 1845 (Steinkopf), XIII.

²² Anonym auch beim Verlag Heitz in Strassburg erschienen, siehe R. Schenda, Volk ohne Buch, Frankfurt a. Main 1970, 166.

²³ Zitat aus der siebten Auflage (wie Anm. 21) XII.

²⁴ Schenda (wie Anm. 22) 315.

²⁵ Stutz 39.

Verfasser der «Kreuzschule» ist Valentin Wudrian (1584–1625), Hauptpastor zu Hamburg. Die erste Auflage erschien 1627 in Hamburg; das Buch erlebte mehrere Neudrucke bis zum Ende des 19. Jahrhunderts²⁶.

Christoph Froschauer von Neuburg in Bayern (†1564) druckte 1524 Luthers Neues Testament und 1530 die vollständige Zürcher Bibel in zwei Foliobänden. Die Froschauerbibel ist die erste gedruckte Schweizer Bibel²⁷. Stutz beschreibt die Funktion dieser Bücher im Leben seiner Mutter und ihrer Nachbarinnen. Man versammelte sich an den Sonntagabenden in der Stube, wo aus den Andachtsbüchern vorgelesen wurde: «Hier fanden sie für ihre Leiden und Bekümmernisse manchen erquickenden Trost und freuten sich, zu wissen, dass dieser Zeit Leiden nicht werth seien der Herrlichkeit, die einst an uns soll geoffenbart werden»²⁸. An solchen Abenden wurde ernst über Stellen der Heiligen Schrift disputiert, ja sogar heftig gestritten²⁹. Jakob las täglich im «Handbuch» oder im «Habermann»³⁰.

«Das Tägliche Handbuch in guten und bösen Tagen» von Johann Friedrich Starck (1680–1756) wurde 1927 zum erstenmal in Frankfurt gedruckt, und zwar zunächst in vier Abteilungen: für Gesunde, für Betrübte, für Kranke, für Sterbende; 1731 kam als fünfter und sechster Teil das Gebetbüchlein für Schwangere, Gebärende und Wöchnerinnen hinzu³¹. Die Schulmeisterin betete mit ihrer Nachbarin, Jakobs Mutter, während der äusserst schwierigen Geburt des sechzehnten Kindes das Gebet «wenn es sich mit einer Geburt verweilet» aus dem Handbuch³². Auch dieses Buch war bis Ende des 19. Jahrhunderts ein stark verbreitetes Hausbuch³³.

Johann Habermann (1516–1590) liess 1567 in Wittenberg ein Gebetbuch drucken mit dem Titel: «Christliche Gebett für allerlei Noth und Stende der gantzen Christenheit, ausgetheilet auf alle Tage in der Wochen zu sprechen, sampt gemeinen Dancksagungen, auch

²⁶ C. Grosse, Die alten Tröster. Ein Weg in die Erbauungsliteratur der evangelisch-lutherischen Kirche des 16. bis 18. Jahrhunderts, Hermannsburg 1900, 148–149.

²⁷ Messikomer bemerkt, dass «nur in den allerseltensten Fällen eine 'Froschauer-Zwingli-Bibel' sich vorfand, stets war es eine lutherische.» A. Messikomer, Aus alter Zeit. Sitten und Gebräuche im Zürcherischen Oberlande, Zürich 1909, 20.

²⁸ Stutz 82.

²⁹ Stutz 83.

³⁰ Stutz 88.

³¹ H. Beck, Die religiöse Volkslitteratur der evangelischen Kirche Deutschlands in einem Abriss ihrer Geschichte, Gotha 1891, 205.

³² Stutz 217.

³³ Grosse (wie Anm. 26) 341.

Morgen- und Abendsegen». Grosse beschreibt 1890 zwölf damals erhältliche Ausgaben³⁴. In der Familie Stutz war der «Grosse Habermann»³⁵ vorhanden, daneben war noch das «Habermännlein», eine Taschenausgabe, im Handel³⁶.

Der zwölfjährige Jakob wollte auch Lieder dichten können wie der Pfarrer und nahm dazu nebst den beschriebenen Büchern «Das Paradiesgärtlein» und «Das wahre Christenthum» zur Hand. Johann Arndt (1555–1621) ist der Verfasser beider Bücher. «Das wahre Christenthum» erschien erstmals 1609, «Das Paradiesgärtlein» 1612. Beide Bücher erlebten bis ca. 1900 Massenauflagen³⁷.

Weit mehr Genuss als die Lektüre der Bibel verschafften Jakob die «Sendbriefe von Josef Schaitberger»³⁸. Josef Schaitberger (1658–1733), der Führer der Salzburger Exulanten, fand in Nürnberg Asyl, von wo aus er seinen Glaubensgenossen zahlreiche Sendschreiben sandte. Sie erschienen erstmals 1702 mit dem Titel: «Evangelischer Send-Brief samt noch etlichen anderen Unterricht-, Vermahnungs- und Trost-Schriefften an seine liebe Lands-Leute in Salzburg und Tefferecker Thal, o. O.»³⁹.

Nebst der Lektüre von Andachtsbüchern spielte das Singen geistlicher Lieder eine wichtige Rolle. Singen lernen konnte man in einer «Nachtschule, Samstags und Sonntags Nachts bestimmt, welche von Repetierschülern und auch von Erwachsenen besucht wurde»⁴⁰. Diese «Nachtschulen» bildeten die ersten Ansätze zur Fortbildung der Landbewohner über den Stand der Volksschulbildung hinaus. Die Errichtung von «Nachtschulen» zur Pflege des kollektiven Singens wurde seit Mitte des 17. Jahrhunderts obrigkeitlich den Landpfarrern empfohlen. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts waren diese Singeschulen, wo man auch das Notenlesen erlernte, allgemein eingebürgert⁴¹.

Das Landvolk hing mit Zähigkeit an seinem seit Generationen gebrauchten Gesangbuch. Jakob Stutz berichtet über die Reaktion der Bevölkerung auf die Einführung eines andern Gesangbuchs im

³⁴ Grosse (wie Anm. 26) 108–123.

³⁵ Stutz 244.

³⁶ Grosse (wie Anm. 26) 108–123.

³⁷ Grosse (wie Anm. 26) 184–192.

³⁸ Stutz 418.

³⁹ Beck (wie Anm. 31) 252.

⁴⁰ Stutz 39.

⁴¹ R. Braun, Industrialisierung und Volksleben. Die Veränderung der Lebensformen in einem ländlichen Industriegebiet vor 1800 (Zürcher Oberland), Zürich-Erlenbach u. Stuttgart 1960, 139.

Jahre 1810: «Das Gesangbuch, das sei ja nur ein Buch, welches kein Christenmensch verstehen könne und die Singweisen haben nur keine Art, keine sei schön, keine die der schlechtesten Psalmmelodie auch nur in Etwas gleichkäme»⁴². Mit der «Psalmmelodie» ist der «Psalter des königlichen Propheten Davids in deutschen Reimen verständlich und deutlich gebracht» (Erstdruck 1578) von Ambrosius Lobwasser (1515–1585) gemeint. Die vierstimmigen Melodien stammten von Gaudimel. Das «neue» Gesangbuch erschien zwar schon 1786, setzte sich aber nur sehr langsam durch. Es ist durchaus denkbar, dass in der Gemeinde Hittnau erst 1810 der alte «Lobwasser» abgeschafft wurde⁴³.

Jakobs Grossvater sang noch als «siebzigjähriger Greis so hoch man's begehrte. So sang er beinahe alle Lobwasser'schen Psalmen, desgleichen die Lieder in Schmiedli und Bachofen und wusste nebenbei noch viele Volkslieder»⁴⁴. Johannes Schmidlin (1722–1772) wirkte als Pfarrer in Dietlikon und Wetzikon. 1752 erschien zum ersten Mal sein Gesangbuch «Singendes und spielendes Vergnügen reiner Andacht, oder geistreiche Gesänge nach der Wahl des Besten gesammelt, zur Erweckung des innern Christenthums eingerichtet und mit musicalischen Compositionen begleitet von Joh. Schmidlin, V. D. M. und p.t. Pfarr-Vicario in Dietlikon. Zürich gedruckt in Bürgklicher Truckerei». Bis 1792 erschienen vier weitere Auflagen⁴⁵. Caspar Bachofen (1692–1761) förderte als Cantor an den obersten Lateinschulklassen den Figuralgesang. Er gab mehrere musikalische Werke heraus, richtig populär wurde jedoch nur sein «Musicalisches Hallelujah, oder schöne und geistreiche Gesänge, mit neuen und anmutigen Melodeyen begleitet». In erster Auflage erschien es wahrscheinlich gegen Ende der zwanziger Jahre des 18. Jahrhunderts, bis 1776 kamen acht weitere Ausgaben in den Druck. Im Jahre 1803 wurde es zum letzten Mal gedruckt. Bachofen führte besonders die Lieder von Benjamin Schmolck ein. Noch in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts sang man Lieder von Schmidlin und Bachofen im Glarnerlande und im St. Gallischen Rheintal häufig, in manchen Gegenden des Kantons Bern standen sie noch 1840 im kirchlichen Gebrauche, ebenso in Graubünden, nicht nur in deutschen, auch in

⁴² Stutz 196.

⁴³ Steiger (wie Anm. 7) 418.

⁴⁴ Stutz 407.

⁴⁵ H. Weber, Die Förderung des Volksgesangs im 18. Jahrhundert: Geschichte der Schweizerischen Volksschule, hrsg. von O. Hunziker, Bd. I, Zürich 1881, 279–280.

romanischen Gemeinden; insbesondere beim Jahreswechsel und an Festen sang man sie sehr häufig in Vereinen und Familien⁴⁶. Die Feier des Zürcher Reformationsfestes im Jahre 1819 machte einen andern Liederdichter und Komponisten beliebt: «von den Predigten verstand ich freilich Nichts, so vom Text der Nägel'schen Lieder Nichts, aber die Melodien in Begleitung der Instrumentalmusik entzückte mich bis in den dritten Himmel hinauf. Sie gefielen allgemein, Jedermann zog sie denen in Schmidli und Bachofen weit vor»⁴⁷. Pfarrer Hans Georg Nägeli (1773–1836) gilt als Sängervater der Schweiz. Er war Begründer und erster Präsident des Sängervereins der Stadt Zürich (1826)⁴⁸. Nachbarn von Jakob Stutz besaßen «Gellerts Lieder» und «Gellerts Lebenslauf»⁴⁹.

In den Jahren 1816–1819 wurde Stutz bekannt «mit Separatisten, welche mich gerne in ihre Gesellschaft aufgenommen hätten. In dieser Absicht wurde mir Böhme's Weg zu Christo⁵⁰ mitgeteilt. Aber da war mir alles dunkel, ich verstand kein Wörtchen davon»⁵¹. Separatisten nannten sich die Mitglieder der Inspirationsbewegung, die im 18. Jahrhundert im Kanton Zürich lebendig war. Die Separatisten besuchten die Kirche nie, ausser etwa bei Leichenbegängnissen, sondern erbauten sich aus der Berleburger Bibel und den Schriften Gichtels, Böhmes, Arndts und Bengels⁵². In die Jahre 1816–1819 fielen auch die Kontakte Stutzs mit der Herrnhuter Brüdergemeinde, der er sich für eine Zeit lang anschloss. Die Herrnhuter verteilten unter den Mitbrüdern ihre spezifische Lektüre: «Ich erhielt Batiers Predigtsammlung, so wie 'Etwas für's Herz' von Loskiel zum Lesen. Beide sprachen mich sehr an, konnte den Leuten nicht genug rühmen, wie schön und herrlich diese Bücher seien»⁵³. Die «Predigten über freigewählte Texte» von Andreas Battier (1757–1793), Pfarrer zu St. Leonhard in Basel, erschienen 1794 in erster Auflage und erlebten bis 1837 insgesamt sechs Auflagen.

⁴⁶ Weber (wie Anm. 54) 280–281. – Stutz selbst liefert einen Beleg für das Singen der Schmidlin'schen und Bachofen'schen Lieder im Kanton Glarus: «Es kam die Fastnacht und mit ihr wie jedes Jahr der alte Harfner aus dem Glarnerland, spielte und sang seine gewöhnlichen Lieder aus Bachofen und Schmiedli...» Stutz 367.

⁴⁷ Stutz 501.

⁴⁸ HBLS V, 231.

⁴⁹ Stutz 416.

⁵⁰ Erstdruck 1618.

⁵¹ Stutz 483.

⁵² W. Hadorn, Geschichte des Pietismus in den Schweizerischen Reformierten Kirchen, Emmishofen 1901, 238.

⁵³ Stutz 564.

Georg Heinrich Loskiel (1740–1814) war Prediger und Lehrer in der Herrnhuter Brüdergemeinde. «Etwas fürs Herz auf dem Wege zur Ewigkeit» erschien 1801 erstmals und erlebte bis zur Jahrhundertwende zehn Auflagen⁵⁴.

Als Herrnhuter besass Stutz auch ein «Losungsbüchlein»⁵⁵. Die «Losungen», eine originale Schöpfung Zinzendorfs sollten ein Kampfmittel gegen innere und äussere Feinde des Christentums darstellen. Die Tagesparolen bestehen bis heute aus den eigentlichen Losungen, Sprüche aus dem Alten Testament und den Lehrstellen, Stellen aus dem Neuen Testament. Das erste gedruckte Losungsbüchlein erschien 1731. Seit 1812 werden die Losungen gezogen, während die Lehrtexte frei ausgewählt werden⁵⁶. Stutz las während seiner Herrnhuterzeit auch die Geschichten aus den «Basler Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit»: «wie hie und da Kinder und ältere Leute auf wunderbare Weise erweckt und bekehrt worden und zum Glauben an den Heiland gekommen seien»⁵⁷. Die «Basler Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit» wurden von 1786 bis 1912 als Zeitschrift von der pietistischen Basler Christentumsgesellschaft herausgegeben. Sie enthielten Predigten, «Erfahrungen göttlichen Eingreifens im Menschenleben», Biographien «hochgestellter, hervorragender Christen» sowohl als von sogenannten «Stillen im Lande». Die Zeitschrift erreichte als Höchstzahl über achttausend Abonnenten und wurde etwa in vier Millionen Nummern verbreitet⁵⁸.

Stutz erwähnt nicht nur den Lesestoff der Herrnhuter, sondern auch Schriften, die bei ihnen verpönt waren. «Bruder Adam» ermahnte Jakob: «Er wolle mich doch gebeten haben, dass ich keine separatistischen Schriften, noch diejenigen von Stilling lese, so bei Leibe auch die Stunden der Andacht nicht; letztere seien, besonders jungen Leuten, sehr gefährlich. Ausser ihren Schriften dürfe ich etwa Reisebeschreibungen u. dgl. lesen, weiter keine andern...»⁵⁹.

Heinrich Zschokke (1771–1848) war der Verfasser der «Stunden der Andacht», die er von 1809–1817 auf jeden Sonntag erscheinen liess. Die Wochenschrift erreichte eine nie geahnte Verbreitung in

⁵⁴ Grosse (wie Anm. 26) 438–439.

⁵⁵ Stutz 575.

⁵⁶ Religion in Geschichte und Gegenwart ³, Tübingen 1957ff. (RGG) IV, 451–452.

⁵⁷ Stutz 578.

⁵⁸ E. Stachelin, Die Christentumsgesellschaft in der Zeit der Erweckung bis zur Gegenwart (Theologische Zeitschrift Sonderband IV), Basel 1974, 627–629.

⁵⁹ Stutz 615.

mehreren Auflagen⁶⁰. Zschokke vertrat darin ein undogmatisches Christentum.

3. *Volkserzieherische Schriften*

Stutz entsetzte sich über die «Lichtstubeten», welche am Hirs-
montagabend abgehalten wurden: «Soll ich von all den wüsten,
unsittlichen Spielen und Pfänderlösungen erzählen, an welchen man
sich nach Mitternacht belustigte?... Mit grosser Freude begrüsst ich
seiner Zeit die Jugendfeste von Pfarrer Sprüngli... Waren sie ja darauf
berechnet, einem gefährlichen Übel abzuhelpen und eben auf die
rechte Weise, da man nicht alles nehmen, sondern auch geben wollte,
wie man durch verbesserten Volksgesang die schmutzigen Gassen-
lieder zu verdrängen strebt»⁶¹. Johann Jakob Sprüngli (1801–1889)
wirkte als Pfarrer in verschiedenen Orten im Kanton Zürich. Er war
Präsident des Sängervereins am Zürichsee und gründete das «Schwei-
zerische Sängerbuch»⁶². Die «Jugendfeste» erschienen 1838 in Thal-
wil und sollten «die oft sinn- und geschmacklosen Fastnachtsspielen,
die plumpen, beleidigenden Spässe, das Wohlgefallen am wilden
Gewühl, an Neckerei und Rauferei, an müssigem Gassenleben, an
sittenverderblichen Spielen und Gelagen»⁶³ durch «edlere Ver-
gnügen» wie «Gesang, Gesellschafts-, Turn-, Waffen-, Reigen- und
Schauspiele» verdrängen⁶⁴.

Im Leben von Jakob Stutz nahmen die Schriften von Christoph
von Schmid einen wichtigen Stellenwert ein. Bei der Pietistenfamilie
Kaegi in Aegetswil bekam er zum ersten Mal (1819) die Schriften von
Christoph von Schmid zu lesen; es waren die «Ostereier»⁶⁵: «So
hatte mich noch kein Buch angesprochen, ich verstand jedes Wort
und jedes Wort verschlang ich gleichsam. So ging es auch Andern.
Leute, welche nicht einmal lesen konnten, kauften diese Büchlein und
liessen sich daraus vorlesen. Ich weiss keine Schrift, welche beim
niedrigsten Volk so viel Beifall gefunden hätte»⁶⁶. Christoph von
Schmid (1768–1854) war katholischer Dorfgeistlicher in Schwaben,
später Domkapitular.

⁶⁰ E. Zschokke, Heinrich Zschokke: Geschichte der Schw. Volksschule, hrsg.
v. O. Hunziker, Bd. II, Zürich 1881, 222.

⁶¹ Stutz 184.

⁶² HBLS V, 483.

⁶³ J. J. Sprüngli, Jugendfeste, Thalwil 1838, 7.

⁶⁴ Sprüngli (wie Anm. 63), 21.

⁶⁵ Stutz 623.

⁶⁶ Stutz 624.

Seine Schriften erreichten Millionenauflagen⁶⁷. Stutz urteilte über das Büchlein «Wie Heinrich von Eichenfels zur Erkenntnis Gottes kam»: «konnte ich bei den Ostereiern des Lesens nicht satt werden, geschah es bei diesem noch viel mehr. Waren ja die Begebenheiten für ungebildete Leute so äusserst anziehend und wunderbar, die Sprache so lieblich, gemüthlich, so einfach schön und verständlich auch dem Unbegabtesten»⁶⁸. Die Bücher Schmid⁶⁹ bewirkten bei Stutz die Entfremdung von der Herrnhuter Brüdergemeinde, die ihm das Lesen der Schmid'schen Schriften verbot, weil sie nicht den «wahren evangelischen Grund hätten»⁷⁰. Stutz nennt die Gründe, weshalb er Schmid so sehr schätzte: «Christoph Schmid lehrte uns so einfach und heiter in die schöne Gotteswelt hineinschauen, lehrte, durch so anmuthige Beispiele, Gott und Christenthum und alle Menschen lieb haben, die Sünde scheuen, zeigte, wie wir auch bei wenigem unterm niedrigen Strohdache zufrieden und vergnüglich leben können. Gab ferner Anleitung den Eltern zu einer weisen Erziehung der Kinder, so wie zur Führung eines geregelten Haushaltes, in Ordnung, Fleiss und Reinlichkeit»⁷¹.

Eine Bekannte Jakobs las eine Schrift von Johann Staub (1813–1880), Kinderbuchautor und Kalenderredaktor⁷². Das Büchlein enthielt eine Beschreibung des Bergsturzes von Goldau und eine Abhandlung über Jugenderziehung⁷³. Dieselbe Frau las «in der Entdeckung von Amerika», dass «die Christen den Heiden nur Leiden und Qualen gebracht haben»⁷⁴. Es könnte sich hier um Joachim Heinrich Campes (1746–1818) «Entdeckung von Amerika» handeln, die 1820 bei Ensslin & Laiblin in Reutlingen erschien⁷⁵.

In der Familie Stutz befand sich «Meilis Briefsteller», aus dem sich die Kinder Geschichten erzählten⁷⁶. Meilis Briefsteller erschien erstmals 1805 in St. Gallen unter dem Titel: «Der Schweizerische Brief-

⁶⁷ Schenda (wie Anm. 22) 148; 163–166.

⁶⁸ Stutz 635.

⁶⁹ Stutz nennt noch die Titel: «Das Blumenkörbchen», «Rosa von Tannenburg», «Genofeva», «Das Kanarienvögelein», «Das Täubchen».

⁷⁰ Stutz 638.

⁷¹ Stutz 636.

⁷² Staub gab 1855–1860 den «Vetter Götti» (Weiss, Horgen) heraus.

⁷³ Stutz 569.

⁷⁴ Stutz 569.

⁷⁵ H. Kühnemann, Von Campe bis Caravelle. Kritische Chronik eines Jugendbuchverlages: Rückblick für die Zukunft. Berichte über Bücher, Buchhändler und Verleger zum 150. Geburtstag des Ensslin-Verlages, hrsg. von J. U. Hebsaker, Reutlingen 1968, 143.

⁷⁶ Stutz 300.

steller, ein Volksbuch, aus welchen Knaben und Töchter, Schullehrer, Landleute, Landstädter und ungelehrte Bürger Briefe und Aufsätze aller Art schreiben, vernünftig denken und viel Nützliches in der Landwirtschaft lernen können. Von Hans Heinrich Meili von Hitt-nau...».

4. *Unterhaltungsschriften*

Die Familie Stutz besass ein «Exempelbuch», welches Hexen- und Teufelsgeschichten enthielt⁷⁷. Bei einer Nachbarin las Jakob den «argen Liebesroman» «das Harfenmädchen»⁷⁸. In der Pietistenfamilie Kaegi fand Stutz «eine bedeutende Hausbibliothek, meist aus religiösen Schriften bestehend, darunter aber auch viele von den Reutlinger Büchlein, wie Genovefa, Helena, die sieben weisen Meister etc., dann Basler Schriften, Traktätchen u. dgl.»⁷⁹. Aufschlussreich sind Herkunftsort und Titel der Büchlein. Reutlingen galt um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert in Süddeutschland als der wichtigste Produzent populärer, billiger Lesestoffe. Als Buchdrucker arbeiteten um diese Zeit Johann Jacob Fleischhauer der Ältere, sein Sohn gleichen Namens und sein Neffe Justus Jacob Fleischhauer, Christoph Philipp Fischer, Carl Friedrich Lorenz und Johann Grözingen⁸⁰. Bei den genannten Titeln handelt es sich um sogenannte «Volksbücher im engern Sinne»⁸¹, das heisst um die von Ludwig Tieck als «Volksbücher» bezeichneten, aus dem Spätmittelalter stammenden Erzählstoffe. Seit Beginn des 18. Jahrhunderts wurden die alten «Volksbücher» in die Masse der neu aufkommenden Lesestoffe wie Zauberbüchlein, Witzsammlungen, Briefsteller, Sachbüchlein und Erbauungsschriften integriert. Die Gattung «Volksbuch» existiert von nun an nur noch im «weiteren Sinne»⁸².

Märchen wurden als wirkliche Tatsachen erzählt und geglaubt, «weil versichert wurde, es stehe da und da, Schwarz auf Weiss, gedruckt in einem Buche. So dachten wohl Musäus und noch andere Märchenschreiber auch nicht von Ferne daran, dass sie durch ihre Produkte den Glauben an Hexen, Gespenster u. dgl. vermehrten und Tausende im niedrigen Volk darin bestärkten»⁸³. Johann Karl

⁷⁷ Stutz 415.

⁷⁸ Stutz 417.

⁷⁹ Stutz 596.

⁸⁰ Schenda (wie Anm. 4) 11–12.

⁸¹ R. Beitzl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde 2, Stuttgart 1955, 791.

⁸² Schenda (wie Anm. 22) 299–300.

⁸³ Stutz 111.

Musäus' Veröffentlichung der «Volksmärchen der Deutschen» erschien von 1782 bis 1787 in fünf Teilen.

5. *Lesestoff und Zeitgeschichte*

Nach dem Sturze Napoleons im Jahre 1814 «kamen die Reutlinger Büchermäidli und brachten allerlei Büchlein vom Krieg, Siegeslieder der Allirten und Spottlieder über den verbannten Kaiser»⁸⁴. Wandernde Buchhändler, Kolporteure, brachten den Lesestoff vom Reutlinger Drucker ins Zürcher Oberland. Mit Flugschriften, die Napoleon kritisierten, zu handeln, war noch lange nach Napoleons Fall in Württemberg streng verboten⁸⁵. Es scheint, dass die Kolporteure für die bereits gedruckte Ware ein Absatzgebiet ausserhalb des Zensurbereichs suchten.

6. *Prophezeiungen*

Zu den beliebten Lesestoffen gehörten auch die Prophezeiungen. In den «fürchterlichen Kriegslärm» der Jahre 1814/15 hinein «erscholl die Gerichtsposaune vom jüngsten Tag und dem tausendjährigen Reich, das ein Deutscher, Namens Armbrust, in einem Büchlein auf 1836 verkündete. Diese Prophezeiung wurde fast von allen Leuten geglaubt...»⁸⁶.

7. *Zauberbüchlein*

Ein alter Mann erzählte Jakob über den «Schlüssel Salomonis» und den «Geistlich Schild»⁸⁷. Die «Claviculae Salomonis et Theosophia Pneumatica» gehören zu den Kernstücken der Geisterbeschwörung, die sich seit dem 16. Jahrhundert gewöhnlich als Höllenzwänge bezeichnen. Auf deutschem Boden sind sie meistens mit dem Namen des «Erzzauberers» Dr. Faust verbunden. Weite Verbreitung fand der «Schlüssel Salomonis» durch Leipziger Neudrucke (1802 und 1823) der Verlage Ph. Hülsemann und A. F. Schlöffel⁸⁸. Der «Geistliche Schild» auch «Colomanusbüchlein» genannt, erschien

⁸⁴ Stutz 388.

⁸⁵ Schenda (wie Anm. 4) 20.

⁸⁶ Stutz 383.

⁸⁷ Stutz 629.

⁸⁸ A. Spamer, Zauberbuch und Zauberspruch: Deutsches Jahrbuch für Volkskunde 1 (1955) 122.

auf deutsch seit 1647 in zahllosen Drucken, ist aber eine Übersetzung des 1525 verlegten «Enchiridion Leonis Papae»⁸⁹.

8. Kalender

Jakob baute als Knabe eine «Zelle aus Zaunstäben, Rinde und Moos... und zierte die Wände mit allerlei Bildern... Es waren eben nur ausgerissene Blätter aus alten Kalendern. Da prangte neben dem Kreuz das Aderlassmännlein und der hinkende Bote aus Basel. Ferner zwei scheussliche Männer mit Hörnern, Schwanz und Knitteln bewaffnet, welche, in Teufel verkleidet, einen Mann berauben wollten, welcher Holzschnitt mir nach vielen Jahren wieder zu Gesichte kam; er befindet sich im Hinkenden Boten von Appenzell vom Jahr 1793»⁹⁰.

Aus den Einblattkalendern des 15. und 16. Jahrhunderts entwickelten sich im 17. und 18. Jahrhundert Büchlein, die nebst den eigentlichen Zeitweiser und den astronomisch-astrologischen Angaben allerlei Geschichten zur Unterhaltung, Belehrung und Erbauung lieferten – nur politische Informationen fehlten. Die Aufklärung wollte die Kalender vom «Aberglauben» wie Aderlassmännlein, Sternzeichen und Wetterregeln reinigen, was aber nur teilweise gelang. Der Leser verschmähte die gereinigte Ware. Die Auflagenzahlen stiegen im 19. Jahrhundert andauernd, 1850 betrug die Durchschnittsaufgabe eines Volkskalenders zehntausend Stück⁹¹.

⁸⁹ Spamer (wie Anm. 88) 121.

⁹⁰ Stutz 189.

⁹¹ Schenda (wie Anm. 22) 285.